

Nr. 165. Bydgoszcz / Bromberg, 23. Juli 1937

Herzschlag zwischen den Bergen

Roman von Andre Mairock.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Als Bruno abends heimkam, überflog er schweigend den Brief, knitterte ihn dann zornig zusammen und warf ihn, ohne ihn auch eines Wortes zu würdigen, verächtlich in die Ofenecke; so erbärmlich schien ihm nun alles, was der ältere Bruder tat . . .

Lautlos waren Otto und Martha von Hochwies fortgezogen, ohne von den Nachbarn und Mitbürgern Abschied zu nehmen. Vielleicht fürchteten sie die stummen, zurechtweisenden Blicke der Bergbauern, für die der Verkauf des Hofes nicht mehr als ein unerhörtes Verbrechen an der Sippe war. Ihres Erachtens gab es keine Entschuldigung und keine Vergebung für einen solchen Schritt, und sie fürchteten nicht nur für den ehemaligen, sondern auch für den neuen Besitzer des Falkenhofes die Rache des Himmels . . .

Der Fallmüller dagegen genoß in aller Ruhe die Frucht seiner jahrelangen Saat. Was kümmerte ihn das Gerede der Leute? „Jeder ist sich selbst der Nächste!“ sagte er sich und wanderte hocherhobenen Hauptes über die weiten Fluren, die er nun ganz ungeteilt sein eigen nennen durfte. Er selbst blieb auf seinem Heimathof und seine Tochter Wally wollte er mit der Wirtschaftsführung des neuerworbenen Hofes betrauen. Aber . . . hier stieß er ganz unberechenbarer Weise auf harten Widerspruch.

„Du wirst heut deine Sachen richten, der Falkenhof braucht a Bäuerin“, sagte er eines Morgens zu seiner Tochter.

Das Mädchen sah ihn unfreundlich an. „A Bäuerin? — — I hätt eher glaubt, er bräucht an Bauern!“

„Der Bauer wird dann schon von selber kommen!“ meinte er pfiffig.

Wally schüttelte trotzig den Kopf: „I mag nit!“

„Warum denn nit?“ Der Fallmüller machte ein langes Gesicht.

„Weils a Verbrechen ist!“

„A Verbrechen?“ Er lachte roh auf. „I hab den Falkenhof nit g'stohlen, sondern kauft hab i ihn! Und i hätt ihn ja nit kaufen können, wenn er nit feil g'wesen wär! Oder?“ — —

„Mit 'm Otto hast es ja machen können! Der Otto! Pfui!“ rief sie und schüttelte sich vor Ekel. „. . . und der Bruno hat dadurch sei Heimat verloren! Hast da auch schon dran denkt?“

„Die hat er schon lang verloren g'habt! Oder ist's nit ganz gleich, ob er jetzt sein Geld von sei'm Bruder — oder von mir kriegt?“

„I will nix damit z' tun haben, Vater! Lieber schickst mich zum Dienen oder zum Betteln fort, überall geh i hin, bloß nit auf den Falkenhof!“

„Was soll i dann mit dem Hof anfangen? I brauch ihn nit!“ entschlüpfte es ihm.

Warum hast ihn dann kauft, wenn ihn nit brauchst? — — Von mir aus kannst ihn den Armen schenken!“ höhnte sie und ließ ihn stehen.

Einen Augenblick stand der Fallmüller nun noch da wie ein hilfloses Kind, das in einem Menschentrubel die Hand der Mutter verlor . . . Bis heute hatte er es immer verstanden, seinen Kopf so durchzusetzen, wie er es berechnet hatte, und diesmal schien es, als ob er den kürzeren ziehen sollte; mit jedem neuen Tag wurde er kleiner und stiller, und schließlich beugte er sich unter den Willen seiner eigenen Tochter.

„Es geht nit anders, du mußt auf den Falkenhof!“ nahm er nach etlichen Tagen den Disput mit Wally wieder auf.

„I geh . . . aber nie als Fallmüller-Wally!“

„Wie dann . . . ?“

„Bloß als Falkenbäuerin, die niemand untersteht, auch nit dem Fallmüller!“

„Was soll dös heißen?“

„Daß der Falkenhof mir g'hört — und sonst niemand!“

„Warum denn dös?“

„Weil i gutmachen will, was du verbrochen hast!“

Lange stand der Fallmüller nachdenklich vor seiner Tochter, dann wanderte er mit großen Schritten durch die Stube, bis er endlich entschlossen stehen blieb. „In Gottsnamen, nimm ihn! I red dir nix ein, der Falkenhof g'hört dir! Mach mit ihm, was du willst!“

Noch einmal stand der Fallmüller vor dem Notar und ließ den Falkenhof auf seine Tochter überschreiben . . .

Jetzt erst zog Wally zum Falkenhof über. Am Abend desselben Tages beorderte der Fallmüller sämtliche Dienstboten des Hofes in die große Stube, stellte ihnen die neue Herrin vor und legte mit wenigen Worten dar, daß alles so bleiben werde, wie es bis heute unter den „Falken“ gewesen war.

Von diesem Tag ab knallten um den Falkenhof wieder die Peitschen, und unter den alten Eichen, vor dem Kruzifix, brannte wieder allabendlich das Armeseelenlichtle: das große Werk, das stillzustehen drohte, ging wieder seinen alten ruhigen Gang weiter . . .

Der Fallmüller war still, mit etwas vorgebeugtem Oberkörper in seinen Hof gegenüber zurückgekehrt . . . und ließ sich nie mehr im Falkenhof sehen . . .

*

Als Bruno eines Abends wieder plan- und ziellos über die Waldhöhen wanderte und seinen Blick unentwegt hinüber auf die dämmernde Höhe schickte, tauchte auch der Falkenhof im Nebel auf, der Falkenhof, der einmal seine Heimat gewesen war.

Immer mehr verdunkelte sich der Himmel und nur noch ganz undeutlich waren die Umrisse des Hofes zu erkennen . . . Da leuchtete plötzlich vor dem Hof ein Licht auf: das Armeseelenlichtle . . .

Die Augen des Burschen weiteten sich: wer erinnerte sich heute das erstemal wieder des alten, frommen Brauches? — — Wer hatte das Licht angezündet, — — Der Fallmüller wohl nicht; der hatte an ganz andere Dinge zu denken . . . War es ein Knecht des Hofes, der schon unter den Falken gedient hatte? — — Bruno hätte dem guten Menschen die Hand küssen mögen; er sah darin etwas Achtung vor den Sitten der Ahnen.

Unwillkürlich mußte der Bursche die Hände falten und beten. — — — Heimat! — — Süße Heimat! — — — War es denn der Geist des toten Vaters, der ihn zu dieser Stunde umgab? War es ein Ruf der Heimat nach ihren verlorenen Söhnen? — — —

Als er langsam zu Tag ging, fand er das erstemal wieder nach langer, langer Zeit einige friedliche Gedanken. Aber noch sollte sich sein Mut nicht aufschwingen. Es war nur ein erster, mißglückter Versuch, wie der erste Flug des Steinadlers, in dessen Schwinge noch die Kugel des Jägers steckt; denn als er in den Hof der Säge schritt, kam ihm die alte Karlin mit wichtigen Gebärden entgegen.

„Der Fallmüller ist drin, er will mit dir reden!"

„Was geht mich der Fallmüller an? Er soll mich in Ruh lassen!" Sein Gesicht verfinsterte sich wieder.

Karlin aber nahm ihn bei der Hand und führte ihn in die Stube . . .

Der Fallmüller stand breitbeinig vor dem Tisch und lächelte dem Eintretenden wohlwollend entgegen.

„Was willst du von mir, Fallmüller?" sagte Bruno unfreundlich und sah ihn nur so lange an, als es unbedingt notwendig war.

„Reinen Tisch machen, Bruno", antwortete der Fallmüller, und Bruno glaubte aus seiner Stimme eine Unsicherheit herauszuhören, die an ihm überraschte. Er sah ihn noch einmal an: freilich, da waren noch der große Kopf und die kleinen, flackernden Augen . . . und doch schien er verändert. Die Pfiffigkeit war aus dem Gesicht verschwunden, und die Hand, die jetzt tief in die Brusttasche fuhr und ein festverschnürtes Päckchen zutage förderte, zitterte . . .

„Du wirst auch dein Geld brauchen", sagte der Fallmüller beiläufig und zählte die Banknoten in kleinere Häufchen auf den Tisch.

„I hab den Hof nit verkauft!" sagte Bruno abweisend.

„Du nit . . . aber dein Bruder, und der Einfachheit halber zahl gleich i dir dein Anteil aus! — Zähl's nach, es muß auf den Pfennig stimmen!"

„I brauch kein Geld!"

Der Fallmüller sah überrascht auf; das hatte ihm noch keiner gesagt. „Was? Du brauchst kein Geld? — Ja, mein lieber Bub, mit was willst du denn deine Schulden zahlen?"

„Dös sind meine Sachen!"

„Freilich, freilich . . . I hab auch bloß g'meint! — — Schau Bruno, i hätt dir auch ganz gern g'holfen, wenn noch was brauchen solltst!"

Bruno winkte ab. „Die Säge g'hört mir, Fallmüller! Und mit mir wirst dich schwerer tun, als mit mei'm Bruder!"

Der Fallmüller tat gekränkt. „I weiß, was du sagen willst . . . Aber i will dei Säge nit! — — Du bist bös auf mich, Bruno, und i kann dir dös nit amal verübeln! Bloß möcht i dir sagen, daß nit i zu dei'm Bruder, sondern daß dei Bruder zu mir g'laufen ist und mir sein Hof antragen hat!" — — Nach diesen Worten breitete er umständlich eine Quittung auf dem Tisch aus. „Schreib da deinen Namen drunter, dann sind wir schon fertig mitnander!"

Bruno unterschrieb, nur um den ungebetenen Gast möglichst rasch wieder loszuwerden.

Der Fallmüller steckte das Schreiben zu sich und faßte dabei den trotzigen Burschen fest unter die Augen. „Es g'fällt mir an dir, daß du so fest an deiner alten Heimat hängst, Bruno! Und glaub mir, i hab vor dir den gleichen Respekt, wie i vor dei'm Bruder an Abscheu hab! — — Laß amal a paar Wochen verstreichen, bis sich dein Zorn a bißle g'legt hat . . . und es tät mich freuen, wenn dann amal zu mir finden tätst! Mei Tür steht dir jederzeit offen!"

Bruno hörte auf die langsam verhallenden Schritte im Hof . . . und wollte selbst dann die Stube verlassen.

Karlin, die stumme Zeugin der Unterredung war, vertrat ihm den Weg: „Nimm dös Geld zu dir, Bruno!"

„Dös Schandgeld! I rühr's nit an, Karlin! D' Finger sollen mir wegfaulen!"

„Was soll dann damit g'schehn,"

„Trag's meinetwegen zum Pfarrer, er soll's an a Waisenhaus oder sonst wohin verschenken!"

„Aber an Teil deiner Schulden könntest zahlen!" beschwor ihn Karlin.

„Weg mit dem Geld! A Fluch ist drauf!" überschrie er sie und ging hinaus . . .

Karlin nahm das Geld vom Tisch und verwahrte es in ihrer Kammer. „Man muß erst warten, bis er ruhiger ist; in der ersten Aufregung darf man nix machen!" sagte sie sich; es war das erstemal in ihrem Leben, daß sie nicht willenlos einem Befehl ihrer Brotgeber gehorchte . . .

Bruno stand währenddessen hinter der Säge und blickte gedankenvoll auf das wilde Wasser nieder, das durch ein künstlich angelegtes Zwingbett an ihm vorbeischoß. Und neben ihm stand träumend das große Schaufelrad und wartete auf seinen Befehl, um sich dann wieder in regelmäßigen Runden zu drehen. Aber der Befehl kam noch nicht: die Brust des Burschen beschwerte ein ungeheurer Alp und erst mußte er den Frieden wieder finden, ehe ihm die alte Lust zur Arbeit im Herzen erwachen konnte . . .

Das goldene Herz.

Immer tiefer drückte der Herbst seine Zeichen ins Land, und die kahlen, entblätterten Bäume bezeugten das unheilvolle Treiben der Stürme. Grell warf die Sonne ihre Strahlen auf die Welt, aber nur für kurze Zeit; dann zog wieder ein schwarzes Wolkenheer hinter den Bergen auf, das einen dichten, halbgefrorenen Regen brachte: Böenwetter war eingebrochen und beschwor einen verfrühten Winter herauf.

Bruno stand am Fenster der Säge und sah dem Treiben des Sturmes zu. Der Himmel hatte sich verdunkelt, und hinter den Bergen stieg wieder eine neue Böe auf, die bald die ganze Umgebung mit prasselndem Regen erfaßte.

Gemütlich fraßen sich die Sägeblätter durch einen Baumriesen, klirrten und sangen, als mache ihnen diese mörderische Arbeit große Freude . . .

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Robert Heller, der sich heute seit seinem Unfall an der Rankenwand auf dem ersten Dienstgang befand, suchte vor dem Regen bei seinem Freund Unterschlupf. „So eine Schweinerei!" rief er und schüttelte die Kleider ab. „Das richtige Wetter zum Einstand!" Er lehnte seine Flinte in die Ecke und kam auf Bruno zu.

„Wie steht's denn?" fragte der.

„Es geht wieder! — — Aber bei dir scheint es nicht ganz zu stimmen?"

Bruno wich seinem forschenden Blick aus und wandte sich dem Vollgatter zu.

Robert sah ihm voller Mitleid nach; er konnte sich vorstellen, was der Bursche, dem seine Heimat über alles ging, unter den jüngsten Ereignissen zu leiden hatte.

Endlich war der Baum durchschnitten und Bruno stellte die Säge ab.

Auf diesen Augenblick hatte Robert gewartet und legte jetzt seine Hand auf die Schulter des Burschen. „Bruno! — — Ich weiß nicht, ob es dir recht ist, wenn ich mich in deine Angelegenheiten einmische. Ich verurteile die Handlungsweise deines Bruders ebenso wie du — — — und doch, es hat ja keinen Sinn, wenn du jetzt einfach die Flinte ins Korn wirfst! — — Du hast mir das Leben gerettet, Bruno, und mußt mir schon gestatten, daß ich auch dir zu helfen versuche!"

„Da kann niemand mehr helfen, Robert!"

„Stimmt! Aber du selbst könntest dir helfen! — — Komm, setz' dich zu mir, damit wir einmal darüber reden können!"

Sie setzten sich auf die kleine Werkbank am Fenster.

„Du kannst es halt nicht überwinden, daß der Falkenhof heut in fremden Händen ist! Ist es nicht so?" begann Robert. „. . . und dabei brauchtest du nur die Hand auszustrecken, und der Hof ist heut noch dein!"

Bruno sah seinen Freund an, als zweifle er an dessen Verstand . . . „Was sagst du? — — Was der Fallmüller amal in seinen Pratzen hat, dös läßt er nimmer los!"

„Was er in seinen Pratzen hat schon . . . aber den Falkenhof hat er nicht in seinen Pratzen!"

Bruno fiel von einer Überraschung in die andere. „Wem, bei Gott, soll er dann g'hören?"

„Seiner Tochter! — — Vater und Tochter waren beim Protokollieren; sonst wär ihm das Mädchen nie auf den Hof gegangen!"

Bruno öffnete den Mund, er wollte reden und brachte kein Wort hervor.

„Weiß du, weswegen es die Fallmüller-Wally so gemacht hat?" fuhr Robert fort. „Deinetwegen! — — Ja, täusch dich nicht, Freundchen! Die Fallmüller-Wally ist nicht ihr Vater; das Mädel hat mehr Herz, als du vielleicht glauben willst! — Oder hast du noch nicht bemerkt, wie jetzt das Armeseelenlichtlein wieder brennt?"

„Das Armeseelenlichtle! Dös hat . . ."

„. . . die Wally angezündet!"

Bruno war aufgestanden und starrte nun zum Fenster hinaus. Vielleicht wollte er dem Freund nur die innere Bewegung verbergen . . .

Er sah sich wieder als kleinen, frischen Jungen, wie er auf die pausbackige Fallmüller-Wally am Kreuzweg wartete, um mit ihr gemeinsam den Schulweg zu machen, ihm fiel auch jene Nacht ein, als er erstmals von einer fremden, wilden Leidenschaft erfaßt, mit dem Schicksal haderte, das ihm die Liebe zu einem schönen, fremden Mädchen nicht gönnen wollte, und wie dann aus der Nacht die Gestalt der Fallmüller-Wally aufgetaucht war. Er fühlte wieder ihre warme, zuckende Hand in der seinen, als sie zusammen zum Hof des Fallmüllers aufstiegen .. und dann kam sie ihm noch einmal in den Weg und wollte ihn fühlen lassen, wie sie ihn immer noch liebte . . .

Bie Gott! Und dasselbe Mädchen war heute Falkenhoferin! Und er sollte vor sie hintreten und sagen: „Nimm mich jetzt, Wally! I kann ohne den Falkenhof nit leben?" —

Immer tiefer beugte sich sein Oberkörper herab, als wollte er die Demütigung, die er in Gedanken erduldete, damit zeigen. — — Er, dem kein Berg zu hoch, kein Hang zu steil war, er, der, ohne mit der Wimper zu zucken, dem Bergtod unzähligemal ins Auge geschaut und selbst für andere schon den Tod aus dem Revier gejagt hatte, er sollte jetzt einen Menschen um ein bißchen Erdenglück anbetteln, — — Erdenglück? — — Nein, um den Frieden für sein Herz, in dem ein heiliger Schwur brannte, den ein alter, rechter Bayer mit in die Ewigkeit genommen hatte. Herrgott! Was tun? —

Da erhob sich vor seinem geistigen Auge eine andere Gestalt und verscheuchte mit einem Schlag all die furchtbaren Gedanken aus seinem Kopf: Luzie, sein rettender Engel, der einzige Mensch, unter den er sich beugen durfte, ohne vor Scham erröten zu müssen, weil sie ja größer und stärker war als er . . .

Seine bärenhafte Gestalt richtete sich plötzlich auf und die Muskeln seines Körpers strafften sich.

Auf diesen Augenblick hatte Robert gewartet: „Ich weiß, was du sagen willst, Bruno: der Zwang ist ein bitteres Gefühl, wenn man nur die Freiheit kennt. Aber es ist einmal so im Leben, und den Willen wird dir jeder Mensch lassen, nur wirst du ihn etwas umschulen müssen!"

Mittlerweile war die Regenböe nach Osten abgezogen und über dem Land lag wieder der grelle Schein der kurzdauernden Sonnenstrahlen. Robert hängte die Flinte um und reichte seinem Freund die Hand hin: „Ich dank dir für den Unterschlupf, Bruno! Und sei mir nicht bös, wenn ich dir das Herz schwer gemacht habe. Eine Medizin muß eben bitter schmecken, wenn sie helfen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

Napoleon darf nicht fliegen!

Eine wahre Geschichte von **S. v. Droste-Hülshoff.**

Ein strahlender Sonnenhimmel blaut über Paris und dem weiten ebenen Felde unweit der Seine, auf dem eine tausendköpfige, aufgeregte Menschenmenge lärmend hin und her wogt. Hübsche Mädel aus dem Volke, kleine Näherinnen und Gemüsehändlerinnen in zierlichen Häubchen und schlichten Kattunkleidchen suchen sich Arm in Arm mit jungen Burschen möglichst weit gegen die Absperrungen aus Latten und Seilen vorzudrängen. Kinder winden sich zwischen den Beinen der in langen Reihen wachehaltenden Soldaten durch. Halbwüchsige Jungen hängen an allen Zäunen und Bäumen im Umkreis des Feldes, im Hintergrund recken sich vornehme Damen und Herren im Fond von prunkvollen Karossen. Alle, alle wollen das große Ereignis, den lange angekündigten Aufstieg des Ballonfahrers François Blanchard miterleben. Blanchard ist bereits ein berühmter Mann. Vor einigen Monaten gelang es ihm, gemeinsam mit dem Engländer Jeffries über den Kanal nach England zu fliegen. Auch diesmal wird ein Engländer Blanchard auf der Reise in die Lüfte begleiten. Allerdings läßt sich der gefeierte Luftschiffer die Teilnahme an seinen Fahrten teuer bezahlen. Mister Elgin hat dafür 200 Frank gegeben und steht stolz neben Blanchard, der das Fertigmachen seines Luftschiffes überwacht.

Die geschweifte, bootförmige Gondel der „Charlière" trägt am Bug das bourbonische Lilienwappen. Innen befinden sich Taue und allerlei steuer- und ruderähnliche Geräte, die von der Menge verwundert bestaunt werden. Der mit einem Netz übersponnene runde Ballon wiegt sich bereits prall gefüllt an seinen Ankertauen.

Zahlreiche Kadetten in der Uniform der Pariser Kriegsschule stehen dicht bei der Absperrung und beobachten aufmerksam jeden Handgriff Blanchards und der Männer, die an der „Charlière" herumhantieren. Eifrig sprechen die jungen Leute über die Luftschiffahrt und ihren etwaigen Nutzen in künftigen Kriegen. Mit jugendlicher Hitze verfechten sie ihre verschiedenen Meinungen. Ein dunkelhaariger schlanker Junge mit der gelblichen Hautfarbe des Südländers ist besonders begeistert und erklärt immer wieder, wie glühend er den Engländer um das Mitfahrendürfen beneide.

„Das läßt sich leicht sagen, wenn man bestimmt nicht in die Lage kommen wird, selber in die Gondel zu steigen!" spottet einer der Kameraden. Der schmale Sechzehnjährige ballt die Faust:

„Schwätze nicht! Hätte ich zweihundert Frank in der Tasche, so würde ich euch sofort meinen Mut beweisen!"

Plötzlich fährt ein kräftiger Windstoß zwischen die Seile des Ballons. Die pralle Kugel schwankt heftig. Nun beachtet man erst, daß in der Ferne Gewitterwolken heranziehen. Die Erregung der vielen Zuschauer wächst. Wird Blanchard unter den geänderten Wetterverhältnissen den Aufstieg wagen? Einige Abgesandte aus der Volksmenge bestürmen den Luftschiffer mit Fragen. Blanchard zuckt die Schultern:

„Warum nicht? Ich bin schon öfter bei Wind und üblem Wetter aufgestiegen. Bald schweben wir hoch über dem Unwetter!"

Mister Elgin bekommt jedoch Bedenken. Er erklärt zögernd, auf die Beteiligung am Flug verzichten zu wollen und verlangt schließlich den bereits bezahlten Fahrpreis zurück. Blanchard will das Geld jedoch nicht herausgeben. „Ich fahre ja, und Sie können mitfahren, wie es verabredet war. Wenn Sie nicht mehr mittun wollen, ist es Ihre Sache!" meint der Luftschiffer. Es entspinnt sich ein Wortwechsel über die Berechtigung der Rückforderung.

Endlich kommt dem Engländer ein guter Gedanke: „Meine Herren!" wendet er sich an die Umstehenden, „gewisse Umstände hindern mich, die Luftfahrt mitzumachen. Ist jemand da, der meinen Platz einnehmen möchte? Für die Hälfte des von mir bezahlten Betrages will ich ihn ablassen!"

Die vielen Menschen, die im Augenblick noch lachten und lärmten, sind auf einmal ganz still. Einer sieht den anderen an. Da springt der blasse schlanke Kriegsschüler, ohne sich zu besinnen, über die Absperrplanken und steht mit drei Sätzen neben der Gondel:

„Ich möchte so gerne mitfahren, aber — —"

„Wenn Sie hundert Frank bezahlen —?"

„Hundert Frank besitze ich nicht. Ich habe nur etwa zwanzig, doch ich hoffe, daß ich den Rest nach der Fahrt noch auftreiben kann!" erklärt der junge Bursche. Sein schmales Gesicht unter dem strähnigen dunklen Haar ist hochrot vor Eifer.

„Buonaparte will fliegen! Buonaparte will wirklich fliegen!" rufen die anderen Kadetten aufgeregt. — Wir wollen alles Geld, das wir bei uns haben, zusammenlegen, damit einer aus unserem Kurs als erster eine Ballonreise machen kann!"

Ein paar Dutzend Hände wühlen hastig in Taschen und Geldbeuteln, Münzen und kleine Scheine fliegen in eine hoch emporgehaltene Mütze. Rasch sind über 60 Frank gesammelt. Einer der Jungen bringt das Geld dem Engländer:

„Mit Buonapartes Geld sind es etwa 80 Frank!"

Mister Elgin zögert. Er sieht aber, daß sich außer dem flugbegeisterten jungen Kadetten wohl kaum eine Ablösung für ihn finden wird, zumal der Wind immer stärker weht und der Himmel sich zusehends verdüstert. So gibt er sich mit den 80 Frank zufrieden.

„Los, Buonaparte! Hoch, Buonaparte! Gute Reise!" schreien die jungen Kameraden übermütig und schwenken die Mützen. Auch die Volksmenge jubelt dem mutigen Kadetten zu. Die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt werden getroffen. Der Kriegsschüler steht bereits in der Gondel.

Eeen will Blanchard nachklettern. Da drängt sich ein Offizier durch die Zuschauerreihen.

„Halt!" schallt seine laute Kommandostimme über das Feld. „Das ist ja unerhört! Kadett Buonaparte, steigen Sie sofort aus! Wie können Sie es wagen, an einer öffentlichen Schaustellung teilzunehmen! Sowie Sie heimkommen, haben Sie zwei Tage Arrest!"

Der schmale Junge zuckt zusammen. Doch gegen den Befehl des Vorgesetzten gibt es keine Widerrede. Betrübt, mühsam seinen Zorn und seine Enttäuschung niederkämpfend klettert der Kadett Napoleon Buonaparte aus der Gondel der Charlière und geht zu seinen Kameraden zurück. Wenige Minuten später erhebt sich der Ballon mit François Blanchard und treibt, vom frischen Wind gefördert, unter den brausenden Jubelrufen der Zuschauer rasch in der Richtung gegen Versailles. —

Zehn Jahre später ist der junge General Napoleon Buonaparte Befehlshaber einer Revolutionsarmee. Er versucht, die Luftschiffe für Kriegszwecke zu benutzen. Vor Charleroi und Fleurus erleben die militärischen Beobachterballons ihre Feuertaufe. 1794 gründet man in Meudon eine Aeronautenschule". Auch zwei Luftschifferkompanien entstehen und spielen in den Kämpfen am Rhein keine unbedeutende Rolle. 1799 aber löst der Erste Konsul Buonaparte die Luftschifferschule und die „Aerostiers" wieder auf, weil der zur Füllung und Instandhaltung der großen Ballone nötige Train sehr kostspielig und die ganze Sache für Napoleons schnelle Kriegführung zu umständlich und zeitraubend erscheint.

Der Roman der Ratten.

Haben die Ratten eigentlich Verstand? So muß man sich immer wieder fragen, wenn man hört, daß sie ein vom Untergang bedrohtes Schiff verlassen oder auch auf dem Lande aus einer Behausung fliehen, in der sie eine Gefahr wittern. Ein Wilddieb fing eine Ratte, die in seiner Hütte allerhand Zerstörungen vorgenommen hatte. Er ließ sie wieder laufen, band ihr aber eine Schelle um den Hals. Am nächsten Tag zog die ganze Rattenbande geschlossen aus seiner Hütte aus und er hatte Ruhe. Ein Hausbesitzer hatte fünf Ratten auf seinem Grundstück gefangen und strich sie mit weißer Farbe an. Dann setzte er sie wieder aus. Das Ergebnis war das gleiche wie bei der durch die Glocke gebrandmarkten Ratte. Die Tiere verließen samt und sonders das Haus. Man hat beobachtet, wie sich Ratten um eine verschlossene Flasche bemühten, in der sie eine ihnen mundende Flüssigkeit vermuteten. Schließlich nagte eine den Korken durch, setzte sich oben auf die Flasche, ließ den Schwanz in die Flüssigkeit hineinhängen, zog ihn immer wieder heraus und ihre Gefährten saugten ihn ab.

Für den Menschen aber scheinen die Ratten unbesiegbare Feinde. Auf St. Helena mußte Napoleon eines Tages auf sein Frühstück verzichten. Die Ratten hatten die Küche ridakal leer gefressen. Es scheint unmöglich zu sein, sie von Schiffen fernzuhalten. Die Ingenieure der „Normandie", des großen französischen transatlantischen Dampfers, hatten geglaubt, daß ihnen das gelingen würde. Auf der ersten Reise ging das elektrische Licht in allen Räumen aus. Die Ursache? Eine Ratte, die trotz aller technischen Vorkehrungen doch an Bord gekommen war, hatte die Isolierung eines Kabels durchgenagt und es war Kurzschluß entstanden.

Man sagt, die Ratten seien aus Asien zu uns gekommen und sie seien von dort den nach Europa herüberwandernden Völkerhorden gefolgt. Sie leben vom Menschen. Und sollte man nicht erschaudern, wenn man liest, was ein Naturwissenschaftler über die unglaubliche Zeugungsfähigkeit der Ratten geschrieben hat? Er rechnet aus, daß ein einziges Rattenpaar in fünf Jahren 940 360 969 152 Nachkommen hat. Und das sind die Keimträger der Pest.

Die Ratte ist dem Menschen überallhin gefolgt. Als die ersten Schützengräben im Weltkrieg ausgehoben wurden, tauchten sie dort auf. Und wir sind sie, solange wir in unseren Erdhöhlen wohnten, nicht losgeworden. Was haben wir nicht für Kunststücke anwenden müssen, um unser Brot vor ihnen zu retten. Und schließlich waren sie doch alle vergeblich. Wer hat den Hunderten von Millionen Ratten das Signal dazu gegeben, daß sie in die Wüste des Krieges abwanderten? Es ist, als ob irgendein Diktator die Rattenwelt beherrscht und seine Heerscharen bald dahin und bald dorthin wirft.



Bunte Chronik

Wollen Sie aus dem Flugzeug telephonieren?

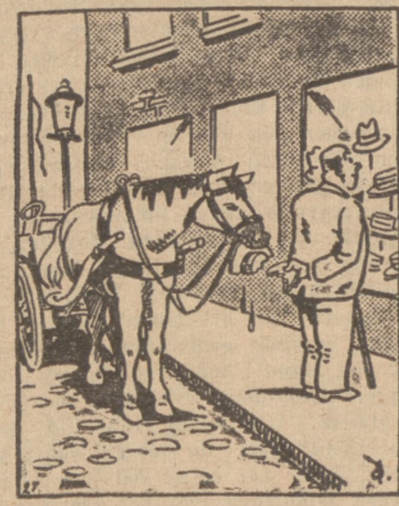
Aus Newyork wird gemeldet, daß es für Luftpassagiere in Flugzeugen der amerikanischen Luftverkehrsgesellschaften auf der Strecke zwischen Chikago und Seattle möglich sein wird, von ihren Sitzen in der Kabine des Flugzeugs aus fast mit jedem Land der Welt und auch mit Schiffen, die sich auf hoher See befinden, telephonisch in Verbindung zu treten. Die Northwest'Airlines haben acht Lockheed Super-Elektra-Flugzeuge bestellt, die mit den nötigen Apparaten ausgerüstet sind. Jede Maschine wird 10 Passagiere fassen und die 1800 Meilen lange Strecke über die Rocky Montaine mit einer Geschwindigkeit von 230 Meilen in der Stunde zurücklegen. Ein Fahrgast, der telephonich angerufen wird oder der selbst irgendwo eine Telephonverbindung hergestellt haben möchte, wird einen Telephonhörer ausgehändigt bekommen, den er in einen bei jedem Sitz befindlichen Kontakt steckt. Der Begleiter des Flugzeugs wird dann die Verbindung mit der nächsten Bodenstation herstellen. Von dort aus wird der Anruf in der üblichen Weise weiter behandelt. Versuche haben erwiesen, daß vollkommen befriedigende Ergebnisse erzielt werden, seitdem moderne Flugzeuge so gut wie geräuschlos geworden sind.

Badekabine um den Hals.

Amerikanische Erfinder haben in diesem Sommer die Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten mit einer Erfindung beglückt, die einen gewissen Erfolg aufweisen konnte. Es handelt sich um die Konstruktion einer sozusagen transportablen „Badekabine". Diese Kabine besteht aus einer Art Umhang, der an einem Drahtgeflecht um den Hals gehängt wird. Unter diesem Umhang kann sich dann der Badegast ohne Schwierigkeiten entkleiden. Er hat sogar die Annehmlichkeit, diese Prozedur am belebtesten Strande ohne Erregung öffentlichen Ärgernisses durchführen zu können.



Lustige Ecke



„Nee, in diesem Jahr kaufe ich mir keinen neuen Strohhut!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg